

Im Donaudelta

Autor(en): **Piffli, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 13

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

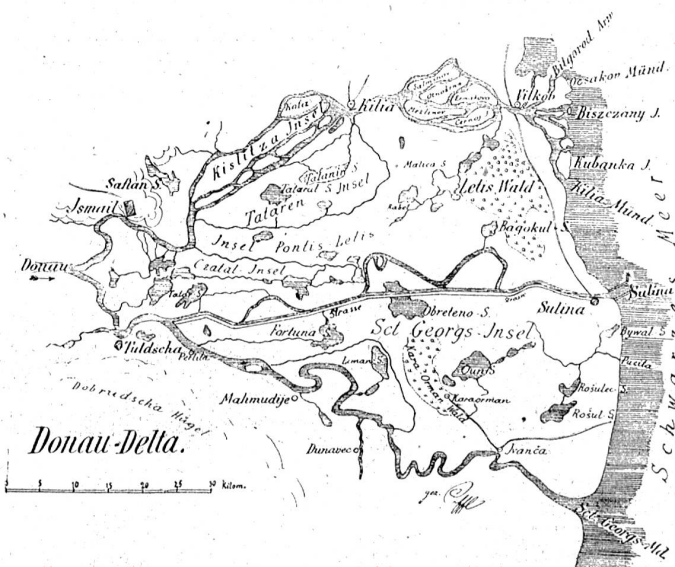
Im Donaudelta.

Der siebente Tag meiner Donaufahrt, seit ich in Regensburg den Dampfer bestiegen hatte, brach in voller Sommerherrlichkeit an. Vor meinen überraschten Blicken breitete sich der Hafen von Braila aus, ein echtes Seebild vortäuschend. Der gewisse Wald von Masten verriet, daß zahlreiche Seeschiffe ihren Weg hieher gefunden hatten, um Getreide zu holen, denn überreich war die Ernte Rumäniens ausgefallen. Schon nach einstündiger Weiterfahrt zeigte Galatz das gleiche Aussehen, wo auch noch die schöne Lage des an ziemlich steilen Berglehnen emporstehenden Gemeinwesens hinzutrat. Ein mehrstündiger Aufenthalt bot Gelegenheit, die hochgelegenen Stadtteile mittels Trambahn zu erklimmen, um von dort eine großartige Rundschau über das Donautal und die zackigen Ausläufer des Balkangebirges zu genießen. Zufällig wandte ich nach dem Verlassen des Wagens meine Blicke zuerst nach Westen und war angenehm überrascht, eine tiefblaue Wasserfläche zu sehen. Schon dachte ich, daß es doch mit der vielbesungenen „schönen blauen Donau“ seine Richtigkeit habe, als ich, mich umwendend, den in mächtigen Schlangenwindungen sich daherwälzenden Strom erblickte, der als braunes Band die Grenzschiede zweier Länder bildete. Hochwasser hatte die ansonst lichtere Farbe getrübt, während jener vorerwähnte azurine Spiegel sich als der Salzsee „Bratesch“ entpuppte, der hier eine Fläche von 100 Geviertkilometer bedeckt.

Erst gegen Mittag verließ ich auf einem kleineren Dampfer die reiche Handelsstadt. Es war noch holde Friedenszeit, und am linken Ufer konnte ich damals noch ein wenig ins Reich des Zaren gucken und eine Kosakenpatrouille beobachten, dann zweigte der breite Kilia-Arm nach Norden ab, über zwei Drittel der Wassermasse mitnehmend. Rechterhand landet mein schmudde Fahrzeug bei der Station Jafsch, doch außer einer Hütte und einer Droschke ist nichts zu sehen. Das ärmliche Städtchen liegt weiter landeinwärts an grüner Berglehne, und das Dobrudscha-Plateau tritt mit hohen, lehmigen Ufern an die das Land fleißig benagenden Donaufluten. Ein Obelisk erinnert an den hier 1828 stattgehabten Uebergang der Russen über das nasse Hindernis; überhaupt weiß die Kriegsgeschichte recht viel auch von den vorgenannten Städten zu erzählen, an deren Tore im Weltkriege germanische Fäuste ganz energisch gepoht hatten. Bald ist Tuldscha erreicht, ein handelstätiges Städtchen, das jenes unsympathische Gemenge von Morgen- und Abendland, also Halbasiens zeigt. Damals grüßte mich noch der Doppelaar über dem Tore des österreichischen Konsulates. Ob der kleine Rest des zertrümmerten Großstaates noch in der Lage sein wird, hier einen Vertreter zu halten? Als mich im Agentengebäude die heimatische Wiener-Mundart begrüßt hatte, da durfte ich mich noch stolz als Oesterreicher bekennen — tempi passati.

Von Tuldscha aus erreichte der Dampfer bald den Mittelarm des Deltas, die Sulina. Man hat diese tiefste Wasser- oder im Laufe von Jahrzehnten zu einem wohlregulierten, zumeist kilometerweit schnurgerad führenden Schiffahrtskanal ausgebaut, der durchschnittlich nur 120 Meter breit und 5 Meter tief ist. Telegraphen- und Telephondrähte führen längs der aufgedämmten Ufer, deren rechtes eine Fahrstraße trägt. Ab und zu ist ein Wach- oder Fischerhaus zu sehen, das kaum Platz zwischen Fluß und Sumpf findet. Lekterer dehnt sich zu beiden Seiten aus, so weit das Auge reicht, als dicht mit Schilf- und sonstigen Wasserpflanzen bedeckte Fläche, aus der da und dort ein Baum emporragt. Im Süden begrenzen den Gesichtskreis blaue Bergketten und mit bewaffnetem Auge kann man die Kosakenansiedlung Kara Orman sehen, die als Insel im Sumpfmeere, bei Hochwasser von aller Verbindung abgeschnitten bleibt.

Auf dem verhältnismäßig schmalen Arm begegnete man Seeschiffen mit der deutschen und Schlepddampfern mit der



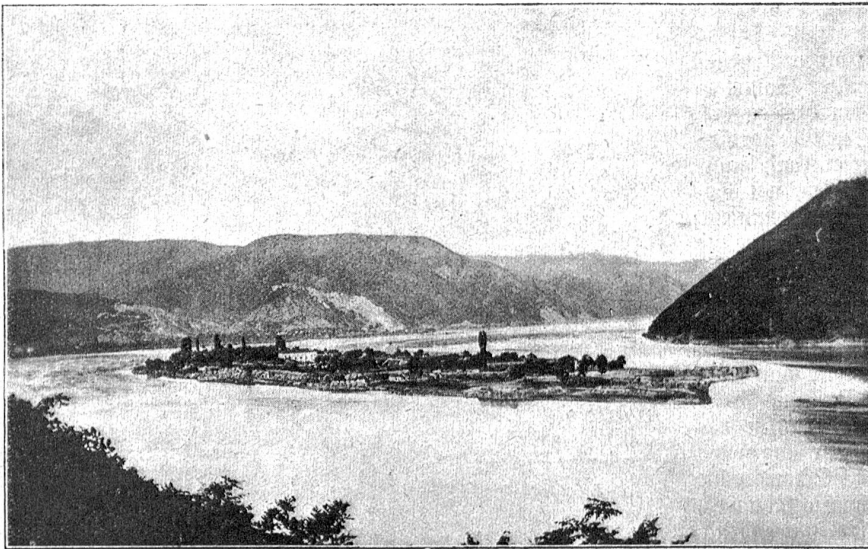
blauweißen bayerischen Flagge. Vor Schilderhäusern lungerten rumänische Soldaten, die nach der früher bestehenden Vorschrift den österreichischen Dampfbooten den militärischen Gruß leisten mußten, denn König Karl von Hohenzollern achtete streng darauf, daß Rumänien dem Habsburgerreiche treue Nachbarschaft halte.

Drückende Schwüle hatte einem erfrischenden heftigen Gewitter Platz gemacht, welchem wieder lachender Sonnenschein folgte. Wer die unendliche grüne Ebene betrachtete, der dachte kaum an die Billionen von Schlangen, Lurche und sonstigen Sumpftieren, die in dem seichten Gewässer ein von Raubvögeln und Wassergeflügel bedrohtes Dasein führen. An vielen Stellen schillern die Spiegel kleiner Seen, das einförmige dunkle Grün angenehm unterbrechend.

Um die vierte Nachmittagsstunde verrät eine Dunstwolke die Nähe der Donaumündung, bald wird der hohe Wasserturm des Städtchens sichtbar, und endlich ist der Hafen erreicht. Zu beiden Seiten des Stromes sind allerlei, manchmal seltsam geformte Schiffe vertäut, zwischen denen unser weißes Fahrzeug wie eine Fürstenjacht bei einer Flottenparade dahinschießt. Die Defilierung dauert recht lang, bis der Ankömmling seinen Kiel vor dem österreichischen Konsulat vorsichtig wieder nach Westen wendet und landet.

Die Entdeckungspromenaden durch die wenigen sich rechtwinklig kreuzenden Gassen Sulinas sind bald beendet. Die Gebäude sind meist aus Holz und auf Pfählen erbaut und jene am Ortsrande können nur auf Stegen erreicht werden, wenn das Wasser übers Normale steigt. Sie beherbergen übrigens die für solche abseits gelegene Bauten passenden weiblichen Bewohner. In Sulina sind zum größten Teile Griechen angesiedelt, doch gibt es auch Türken und beide besitzen hier bescheidene Gotteshäuser; auch Mitglieder anderer Religionsgesellschaften können ihrer Andacht in kleinen Kapellen genügen. Das einzige vornehme Haus ist jenes der europäischen Donaukommission, das unweit des Strandes erbaut, noch des Gartenschmudes ermangelt, der aber dem nahen Spital nicht fehlt. Hier beginnt der rechtsufrige schmale Beton-Molo seinen mehrere hundert Meter langen Arm auszustrecken, an dessen Endpunkt ein Leuchtturm steht. Ähnlich, mit noch längerem Damme, endet das linke Ufer des größten Stromes Mitteleuropas.

Die Mündung des ehrwürdigen Danubius imponiert also nicht sonderlich, man hat etwas besseres erwartet, also etwa majestätische Breite wie z. B. das Aestuarium der Elbe und ein großes Handelsemporium. Nun das kann vielleicht später einmal werden, bis durch die Anschwemmungen des Stromes mehr Land geschaffen und Platz für eine anständige Seestadt gemacht werden wird, denn Sulina ist eben nur ein Nest von dreitausend Seelen, das dem modernen



Die Donauinsel Ada-Kale, die eine autonome Bevölkerung hat.

Kulturmenschen gar nichts bietet. Man kann das schmutzige Nobel-Kaffeehaus eher als Matrosenkneipe bezeichnen, wenn auch ein Zigeuner-Trio rumänische Weisen allabendlich zum Besten gibt und dort ab und zu einmal eine rumänische oder griechische Frau ihre feurigen Augen bewundern läßt. In einem Gemischtwarenladen verkaufte eine hübsche Wienerin; die Frau eines steinalten Griechen, Ansichtskarten und klagte unendlich über Heimweh. Die Gassen Sulinas sind still, fast nur von ebenerdigen Häusern gebildet und nur am Donauquai herrscht lebhaftes Treiben, doch fast ausschließlich sind es rauhhaarige Seeratten, die hier vor den Tee- und Kaffeebuden irgend ein narkotisches Getränk schlürfen. Zuweilen ist die Uniform eines Offiziers der rumänischen Marinestation zu sehen oder Soldaten in schmierigen Leinwandkitteln. Ich gehe auf dem Molo bis zum Leuchtturm, um sagen zu können, daß ich am Grabesrand der Donau gestanden sei. Wild schlagen die brandenden Wellen an den Damm; von rechts salzige, von links jene des Stromes, dessen Wasser hier süß zu nennen ich mich nicht erdreisten will. Ueber dem Schwarzen Meere lagert regendrohendes düsteres Gewölke, seine Oberfläche ist wild erregt und verdient heute den unfreundlichen Namen in vollem Maße. Ein Dreimaster kämpft mühsam mit den hohen Wellen, dagegen durchmiszt sie siegesbewußt ein moderner Dampfer. Beim Leuchtturm wirft ein Fischer sein Netz erfolgreich in die Brandung, während sein zweijähriges Söhnchen weit weg von ihm am Strande beim Spielen eingeschlafen ist, eingewiegt vom gleichmäßigen Plätschern der bis zu ihm vordringenden Wellenreihen. Eine elegante Dame in Begleitung einiger Herren kehrt eben vom Molo zurück, dem einzigen Spazierweg der Beamten der Donaukommission.

Gern sucht man den gastlichen Speiseraum des österreichischen Schiffes auf, nachdem man gewarnt wurde, die zweifelhaften Genüsse einer Sulinoten-Küche zu versuchen und im Kreise gleichgesinnter deutscher Stammesgenossen verleben wir einen gemüthlichen Abend an der Donaumündung. Mitten in der Nacht entführt uns der Dampfer stromaufwärts nach dem Occident zurück.

Hugo Piffel, Wien.

Die Niemandinsel.

Seit die Nibelungen die Donau abwärts gefahren sind, hat sich noch so manches romantische Erlebnis abgespielt, zu dem die blauen Wellen des Stromes ihre Melodie rauschten. Die Burgruinen, auf waldigen Uferbergen, die den Dornröschenschlaf träumen und die mächtigen Klöster St. Florian, Melk und Klosterneuburg geben Zeugnis davon.

Weit im Südosten von ihnen, wo die Ufer niedriger werden und das Schilf mit den Wildgänsen und Trappen die Vegetation beherrscht, wo der Strom breiter wird und langsamer dahingeht — wie jemand, der zurückschaut, von woher er gekommen ist — da liegt umspült von den Wellen und umgeben von den Berghängen des „Eisernen Tores“ noch so ein Märchenland, die Niemandinsel. Ein modernes Märchenland.

Als man im Jahre 1878 beim Berliner Kongreß den „ranken Mann“ nach der Amputation seiner europäischen Gebiete als „geheilt“ entließ, hatte man sie vergessen. Sie wurde versehentlich weder den Oesterreichern noch den Rumänen oder Serben zugeschrieben. Die kleine Insel, bisher der Türkei gehörig, gehörte nun auf einmal niemandem. Der türkische Dorfbürgermeister war fast über Nacht Sultan geworden und seine 600 moslemitischen Untertanen ein freier, unabhängiger Staat, der Staat Ada-Kale.

Die Niemandinsel. Und das ist sie noch heute.

Ob es die Insel der Glücklichen ist? ... A...f.

In Yemen gefangen.

Von Wolfgang von Weisl.

Dr. Wolfgang von Weisl, deutsch-österreichischer Journalist, hat sich in den letzten Jahren in Westarabien mehr umgesehen als irgendein anderer Europäer. Nun legt er über seine Erlebnisse und Erfahrungen ein Buch „Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer, Fahrten und Abenteuer in Westarabien“ (320 Seiten Text, 66 Abbildungen und 2 Karten, Fr. 8.50. — Brockhaus) vor, das ein weites Blickfeld eröffnet, ausgezeichnet informiert, in hundert Einzelfällen fesselt und besonders dadurch Beachtung verdient, daß hiermit zum erstenmal nach dem Krieg ein deutscher Reisender auf Grund eigener Beobachtungen berichtet. Weisl hat mit den meisten maßgebenden Persönlichkeiten des Landes über seine Gegenwart und Zukunft gesprochen. Das Werk ist auch ein wichtiges Dokument zu englischer, französischer und italienischer Expansionspolitik. Wir entnehmen ihm im Einverständnis mit dem Verlag den folgenden Abschnitt.

In Lohena liegt viel Militär. Zwei Kompanien Verstärkungen trafen zugleich mit mir ein. Der Imam mobilisiert langsam. In den drei „Festungen“ der Stadt — eins der Kastelle wurde eben erst erbaut — liegen vier Kompanien mit drei Geschützen; beim Djebel el Milh, dem Salzberg, eine Stunde landeinwärts, nochmals vier Kompanien; in Nachbar-dörfern etwa ebensoviel. Die Schaäfa gehorchen den Yemeniten auch hier nur widerwillig, scheint es. Man sehnt die Drißi zurück.

Der Handel der Stadt ist nicht unbedeutend. Holz aus den Schörawäldern wird nach der Kamaran-Insel für die Defen der Quarantänestation verkauft. Salz geht nach dem Innern des Landes. Kaffee wird ausgeführt, Reis, Datteln, Tombat bringt ein italienischer Dampfer aus Aden einmal im Monat. 6000 bis 7000 Taler zahlt Lohena monatlich dem Imam an Zoll; der Gesamthandel mag etwa 300,000 Taler monatlich betragen, wenn ich den Ziffern meines Gastfreundes trauen darf, der sie kennen muß. Italiener oder andere Christen gibt es seit undenklichen Zeiten nicht in Lohena, ebensowenig Juden. Nur ein einziger Einwohner ist Wahhabite, alle andern Schafiten; außer den Soldaten und Beamten gibt es keine Zeiditen in Lohena. Fenster und Scharfke werden in Lohena von aus Hadramaut eingewanderten Handwerkern so wundervoll geschnitten, daß ich bitter bedauerte, keines dieser Kunstwerke mit mir nehmen zu können. Ein Scharfke in herrlichster Arbeit kostet etwa 10 Marf.

Ich bestellte einen Scharfke und versprach, wiederzukommen, um ihn abzuholen, wenn Allah will. Einen Säbel, Griff und Scheide, aus massivem Silber mit wunderbarer